

Dieter Hildebrandt

Laudatio für Christoph Hein

Sie werden hoffentlich nicht vermuten, daß diese Laudatio besonders feierlich ausfallen wird, aber das wenigstens möchte ich Ihnen feierlich versichern, daß ich mich geehrt fühle, hier einen bedeutenden Autor deutscher Zunge preisen zu dürfen, der dann gewiß in würdiger Form zu seinen Beziehungen zu Eichendorff Stellung nehmen wird.

Eins möchte ich allerdings mitteilen, daß ich durch die Mithilfe der Dichtung Eichendorffs zu einem einschneidenden Erlebnis kam.

Es war zu der Zeit, als ich mir die Zahnärzte nicht nach ihrer Qualität aussuchen konnte, sondern froh sein mußte, daß sich einer von ihnen, und das muß nicht einer der Besseren gewesen sein, mit meinen kriegsfolgegeschädigten Zähnen abgab. Es war ein einschneidendes Erlebnis, weil besagter Zahnarzt mit seinem Nachkriegsbohrer nicht meinen Zahn traf, sondern irgendetwas anderes.

Nach wenigen Minuten hatte ich eine zementunterlegte entzündete Pausbacke. Operation. – Die Schwester fragte mich: „Anschnallen vor der Narkose?“ Ich meinte nein. Sie glaubte ja. Überflüssig, sagte ich, ich bin ein ganz ruhiger Typ. Nach vollzogenen Einschnitt fragte die Schwester: „Was haben sie denn geträumt?“ Ich sagte: „Einen wunderwunderschönen dunkelgrünen Park.“

Stimmte, denn ich hatte am Abend vorher in Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ gelesen.

„Und“ fragte die Schwester, „was haben sie da gemacht?“ – „Ich stand vor einem Philharmonischen Orchester auf der Terrasse und habe Mozart dirigiert.“

Man hatte zu zweit versucht, meine Arme zu bändigen.

Dieter Hildebrandt hielt die Laudatio zur Verleihung des Eichendorff-Literaturpreises an Christoph Hein durch den Wangener Kreis – Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten“ am 26. September 2010.

Silesia Nova dankt Dieter Hildebrandt für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung.

Vermutlich muß ich in diesem Kreise auch nachweisen, daß ich befugt bin, über Schlesien, Schlesier und besonders einen schlesischen Dichter zu sprechen. Ich versichere glaubhaft, daß ich am 23. Mai 1927 in Bunzlau, Niederschlesien, zur Welt kam, als Sohn eines Landwirtschaftslehrers, der zu seinem Beruf auch noch ein kleines Gütchen bewirtschaftete, nämlich in Tillendorf.

Dort verlebte ich meine 15 schlesischen Jahre.

Wenn Christoph Hein, dem zu Ehren ich heute hier spreche, mir es nicht verübelt, möchte ich noch einen kleinen Umweg machen und einen Beitrag, der mich zu der Legitimation als Schlesier bringt, vorausschicken.

Schlesier gelten seit der Barockzeit als Volk der Dichter. Nahezu jeder Schlesier dichtet. Zu allen Anlässen. Zu Goldenen Hochzeiten, Taufen, Geburtstagen, ja sogar zu Beerdigungen. Und es sind immer Reime.

Was erschwerend hinzukommt: Sie haben diese Dichtwerke immer bei sich! Und immer drohen die Verfasser mit dem Vortrag. Und da dachte ich, wenn Sie heute schon mal hier sind ... es dauert nicht lange. Es handelt sich um einen Jahreszeitenzyklus.

Ich beginne mit dem Herbst. Das bringt mich Trakl näher und Hesse.

Herbst

Wenn du und es wird ab bissl kälter
und du selber und das Laub wird älter
und du fühlst, doss du bald stärbst
dann is Herbst.

Der Friehling is scunn a bissel optimischer.

Friehling

Wenn die Haosen heeher springen
und die Veegel lauter singen
und du host so dos gewisse Fiehling
dann is Friehling.

Der Summer? Där is schunn an bissel melancholischer.

Summer

Wenn die Felder und sie werden gelber
und es riecht so abgerntet und das bist du selber
deine Zeit ist um – wird immer ummer
doss mein Lieber ... war der Summer!
Der Winter is ne reine Information.

Winter

Wenns nich worm is und es schneit
und du weest nich ganz genau
was steckt dahinter ...
dann is Winter.

Ich hoffe, daß das als Flüchtlingsausweis genügt.

Zur Sache. Zur Person. Zum zu Preisenden. Zu Christoph Hein, den ich seit vielen Jahren gelesen habe und dessen Bedeutung für unser Leben in dieser Republik und für das Begreifen beider deutscher Staaten, der DDR und der BRD, sowie auch für die Identitätsschwierigkeiten des neuen Deutschlands ... ich hoffe niemandem mit der Erwähnung des „Neuen Deutschlands“ in unnötige Grübeleien zu versetzen, gemeint ist die VRD, die Vereinigte Republik Deutschland, was bei nochmaligen Lesen immer klarer wird.

Es ist schön, Lobendes sagen zu dürfen über einen höchst lebendigen deutschen Schriftsteller. Und das mit der frohen Gewißheit, daß es sich hier nicht um einen Nachruf handelt. Mit dem Tag, an dem die Zahl 6 an die Spitze der Jahre meines Lebens getreten ist, halte ich jede öffentliche Ehrung für einen verkappten, vorweggenommenen Nachruf.

Im Falle von Christoph Hein kann ich beides: Kein Nachruf! Mehr eine Hervorruferung. Der Preisträger lebt.

Ambrose Bierce meint, gehässig, wie er sein könnte, wie aber gleichzeitig auch genial, daß die Lobrede das Preisen eines Menschen ist, der den Vorzug des Reichtums oder der Macht besitzt, oder die Freundlichkeit, tot zu sein.

Christoph Hein ist ungemein lebendig und wird nicht überrascht sein, daß wir, seine Freunde, seine Leser, seine ihm Vertrauen schenkenden, noch viel von ihm erwarten.

Wie ich von Fritz Raddatz erfahren habe, ist der große deutsche Gesellschaftsroman weder von Grass noch von Lenz oder gar Walser geschrieben worden.

Christoph, ich würde dir zu Füßen fallen, wenn Du ihn schrübtest. Welch ein Gackker im Hühnerhof der Eitlen.

Schirmmacher würde dich nicht mehr grüßen. Reich-Ranicki würde sich pointiert ahnungslos nach deinem Namen erkundigen – eine neue Entfremdungswelle zwischen Ossi und Wessi würde bei Wille und Wulle und Schnulle an allen Talktischen diskutiert werden.

Das Thema, das zur Zeit durchgehechelt wird, heißt: Integration. Es ist genau das Thema, das sich durch alle Arbeiten von Christoph Hein zieht. Denn Integration heißt genau übersetzt: „Einbeziehung neuer Mitglieder in eine Gemeinschaft. Oder: „Wiederherstellung eines Ganzen aus seinen Teilen.“ Christoph Hein mußte genau *dreimal* integriert werden.

Er wurde geboren in Heinzendorf bei Münsterberg, Nähe Frankenstein an der Ohle, am 8. April 1944.

Die Ohle war mir selbstverständlich seit meinem 12. Lebensjahr bekannt, weil sie im Herunterrattern der linken Nebenflüsse der Oder nicht fehlen durfte. Gleich daneben die Glatzer Neisse. Christoph wurde das erste Mal vertrieben.

Oder wurde er geflohen. Ich sage wurde, weil er da gerade mal ein Jahr alt war.

Meine Familie floh 1945. Und bekam einen Flüchtlings-Paß. Später wurden die Geflohenen zu Vertriebenen erklärt und erhielten einen zweiten Paß, den Vertriebenen-Paß.

Christoph saß nun in Bad Düben in Sachsen und es sah alles danach aus, als ob er dort aufwachsen müßte.

Aus meinen Kleinkunstreisen kenne ich Bad Düben. Ich habe es mehrere Male durchmessen und als ich es wieder verließ, keinen Hauch von Heimweh empfunden.

Es gehört zu jenen Orten, denen Roda Roda nachsagen würde: Es ist schön in Bad Düben geboren zu sein und es ist schön, dort begraben zu sein – aber was macht man dazwischen?

In seinem Roman „Landnahme“ beschreibt Christoph Hein die Integration der Ostflüchtlinge.

Es wird in Sachsen nicht anders gewesen sein als in Bayern, wo ich als schlesischer Flüchtling helfen wollte, ich war 18 Jahre alt, „die Einbeziehung neuer Mitglieder in eine Gemeinschaft“ zu fördern. Ich wurde Mitglied eines Schlesiervereins.

Die Menschen, die Christoph Hein in „Landnahme“ beschreibt, die Bodenlosen, erscheinen wie aus dem Buch meines Lebens herausgetreten. Plötzlich zerfiel die Gemeinschaft eines Marktfleckens in Habewasse und Habenixe. Arm sein durfte man – aber nicht zugleich auch noch fremd, das war zuviel.

Das größte Entsetzen für einen Vater von Töchtern, die katholisch waren, ist kurz zuvor noch die Mitteilung gewesen, daß der Um-die-Hand-Bitter evangelisch ist. Kurz nach der Einnahme Deutschland durch die US-Army war es ein Schwarzer. Nicht lange danach wurde das um Längen überboten, wenn es sich um einen „Flüchtling“ handelte.

Heins Schilderungen der Menschen, der Einheimischen, die von der Kriegskatastrophe nahezu unberührt bleiben, kein Verständnis hatten für Menschen, die viel, viel erliden mußten, bis sie ihren Bestimmungsort erreichten, die sich nun vergessen wähnten, verachtet und ohne Würde dahinvegetierten, sind in keiner Weise überzogen, schildern nur getreulich, was war, was bleiben wird, weil es weitererzählt wird.

„Landnahme“ ist ein großer Roman und würde einer ganzen Reihe von Menschen, die Verantwortung übernommen haben für die „Wiederherstellung eines Ganzen aus seinen Teilen“, helfen. Und doch möchte ich daran erinnern, daß es zehn Jahre später in beiden deutschen Staaten beachtliche Integrationserfolge gegeben hat.

Die beiden größten Erfolge, die seit 1945 in der BRD und der DDR mit einigem Stolz zu verzeichnen sind, haben damit zu tun.

Erstens, meine ich, die Integration von fast neun Millionen Menschen aus Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Schlesien und aus dem Sudetenland in einer Zeit, in der es kaum mehr unbeschädigte Häuser gab, die Infrastrukturen von Wirtschaft und Industrie zerschlagen waren, die Verkehrswege zerbombt, in der die Menschen immer zerlumpter herumliefen, nichts zu essen hatten, nichts zu rauchen, keinen Tropfen Alkohol – nichts. Aber sie rückten zusammen und schimpften. Sie waren nicht nett, aber sie nahmen zur Kenntnis, daß wir beschlossen hatten, weiter zu leben.

Die zweite große Leistung, die dieses Volk verzeichnen darf, betrifft nur den Ostteil dieser restdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Es hat noch nie in der Geschichte der schießenden Völker auf dieser Erde eine Revolution gegeben, in der kein Schuß fiel.

Es waren atemberaubende Tage, in denen wir stündlich damit rechneten, daß die machtlos gewordenen Mächtigen aus Zorn, Enttäuschung, Verzweiflung den Schießbefehl erteilen. Ein Herr namens Schabowski hat von diesem Finger am Abzug offenbar nichts gewußt, und mit dem wunderbarsten Mißverständnis des letzten Jahrtausends endete eine schlecht genutzte Utopie.

Das alles wäre nicht möglich gewesen, hätte es nicht Menschen gegeben, die ihren Kopf aus der Menge hoben, die das Wort ergriffen, Gewaltlosigkeit erlebten, aber Änderungen gefordert haben. Nicht die Wiedervereinigung haben sie gefordert, sondern einen menschlichen Sozialismus. Unter diesen Köpfen sahen wir voller Stolz Christoph Hein. Ob er die klügste Rede gehalten hat, wage ich nicht zu beurteilen. Die dümme war es sicher nicht. Sie werden sich selbst ein Bild gemacht haben, denn der Text ist vorhanden. Sie war großartig.

Es gehört Leidenschaft für die Sache dazu, Mut und ein Gefühl, die Verantwortung für die, die mit ihm gemeinsam protestierten gegen dieses Unrechtssystem, denn wer aus diese Masse herausstach wußte, daß nichts entschieden war, daß niemand wußte, ob die sowjetische Armee nicht auftauchen würde, wie in Budapest, wie in Prag und hatte die Gewißheit, daß sein Leben im Falle des Scheiterns in Gefahr ist, daß es im besten Falle im Gefängnis enden würde, zumal das Politbüro zwar nicht mehr den Überblick aber doch eine Ahnung hatte, wie nahe das Ende war. Das Ende der DDR.

Spätestens jetzt ahne ich wiederum, daß meine Lieblings-Ossis schon längst die Nase rümpfen, ungeduldig die Finger zu Fäusten ballen, auf dem Stuhl herumrutschen oder mit den Füßen scharen. Es gibt nichts Riskanteres für einen Wessi, als über irgendwelche Vorkommnisse in der DDR zu sprechen. Im besten Falle kommt ein: „So war es nicht.“

Dann: „Das kannst du nicht wissen.“

Und endlich: „Ihr habt keine Ahnung.“

Was sie nicht daran hindert, mir unentwegt die politischen Kardinalsfehler der westdeutschen Politik zu erklären. Jaja, ich nehme den Vorwurf an, daß wir Sachsen, Thüringen, Mecklenburg, Anhalt und Brandenburg mit der Überzeugungsgewalt der Profitritter und der Treuhand feindlich übernahmen ... wobei zu bemerken wäre, daß noch niemals in der deutschen Geschichte eine staatliche Organisation einen so schamlos falschen Namen erhalten hatte. Die ziemlich willkürliche Vergabe von Geld und Chancen hatte selten Hand und Fuß und von Treue in diesem Zusammenhang zu sprechen, grenzt an Verwegenheit.

Spätestens hier wage ich manchmal einzuwenden, daß andererseits die Deutsche Demokratische Republik absolut pleite war ... und schon ist der allerschönste Streit im Gange und ich nehme für meine westdeutschen Mitbürger das knallharte Etikett ‚Besserwessi‘ dankend entgegen. Wenn ich kampflustig bin, antworte ich den all- und nicht besserwissenden Ossi gar nicht mehr. Das ist praktizierter sprachloser Widerstand. Dies alles mußte ich erzählen, weil Christoph Hein zu der etwas kleineren Gruppe derer gehört, die ganz ruhig und gelassen in der Lage sind, hie und da zuzugeben, daß wir in manchen Fällen recht haben.

Christoph hat es etwas leichter als andere, das Problem sachlich zu diskutieren. Er war beides. Er war ein Ostbürger im Westen und ein Westbürger im Osten.

Dort in Bad Dübén, war es für ihn unmöglich, das Abitur zu machen, um später studieren zu können. Das nicht, weil er Flüchtling war, sondern weil er nicht nachweisen konnte, daß er ein Arbeitersohn ist. Arbeitersöhne sollten studieren, Professorensöhne nicht. Das sieht nach der Absicht aus, gleiche Chancen für alle zu schaffen, hatte aber einen Nachteil: Würde der Arbeitersohn Professor, war sein Sohn wieder kein Arbeitersohn, also durfte erst wieder sein Enkelsohn Professor werden. Es schien so, als ob dieser Einfall nicht ganz zu Ende gedacht worden ist.

Christoph Hein war gezwungen, Bad Dübén zu verlassen und verließ vorübergehend die DDR. Weil er, wofür er nicht konnte, der Sohn eines Pfarrers war. In West-Berlin, das damals noch leicht zu erreichen war, nämlich von Bad Dübén aus über Leipzig nach Ostberlin und mit der S-Bahn nach Charlottenburg oder wo immer hin. Er war noch beschäftigt damit, das Abitur zu machen an einem Westberliner Gymnasium, war 17 Jahre alt und er besuchte Freunde in Ostberlin, da schnappte über Nacht die Falle zu, die Vorankündigung der Berliner Mauer, der Stacheldraht trennte die Ostberliner von den Westberlinern.

So wurde aus dem Ossi aus Schlesien ... und wir sind ja die eigentlichen Ossi. Sachsen war für uns Schlesier schon tiefster Westen, während die Sachsen uns mit leiser Verachtung strafen, weil wir erstens so komisch redeten und zweitens unser Anspruch auf Kultur und Zivilisation so gering schien. In der Tat vermuteten sie, daß Schlesier, die da so halb schon im Polnischen hausten, von der Erfindung des WCs

noch nie gehört haben. So wurde, wie gesagt, aus dem Ossi aus Schlesien, der inzwischen ein ostdeutscher Westberliner geworden war, wieder ein ostdeutscher Sachse.

Wie er dann doch studierte und begann zu schreiben, das ist eine längere Geschichte und soll ein andermal erzählt werden. Schlesier sind, wie nur noch Eingeweihte wissen, die ich hier heute in diesem Raume vermute, das Volk der Dichter. Christoph Hein allerdings unterscheidet sich von dem angeblich typischen Schlesier, den Gerhart Hauptmann so beschrieb: „Nuja Nune nuja Nune.“

Christoph ist kurz, manchmal knurrig, aber bestimmt und entscheiden. Und ganz sicher würde er nicht der Ersten Schlesischen Dichterschule angehört haben, die von eben dem gefürchteten Dichterschulmeister Martin Opitz gegründet wurde, der im frühen Barock in meiner Geburtsstadt Bunzlau zur Welt gekommen ist.

Viel mehr hätte es ihn in die Nähe von Gryphius gezogen, der, wie Christoph Hein auch, eine enge innere Bindung zum Theater hatte und volksnahe Stücke schrieb wie „Horribilicribrifax“ oder „Geliebte Dornrose“, gespielt in schlesischer Mundart und sehr nach Shakespeare klingend. Christoph wäre nicht nur ein Theatermann geworden, er ist einer. Christoph Hein schrieb folgende Stücke, die alle mit Erfolg gespielt worden sind, soweit sie den Richtlinien der Kulturgenossen nicht allzu sehr entgegenliefen:

Cromwell

Schlötel oder was soll's

Lassalle fragt Herrn Herbert nach Sonja. Die Szene ein Salon

Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandl

Die wahre Geschichte des AH Q

Die Ritter der Tafelrunde

Randow

Bruch

Himmel auf Erden

In Acht und Bann

Zaungäste

Mutters Tag

Noach

Zur Geschichte des menschlichen Herzens oder Herr Schubart erzählt Herrn Lenz einen Roman, der sich mitten unter uns zugetragen hat.

„Jannings“, eine Hörspielproduktion, im Jahre 2004 entstanden, ein brillant geschriebener Einakter mit einem Thema, das uns wieder an den Anfang der Laudatio führt. Emil Jannings, der große Star während der Nazizeit, der nach dem Krieg gemieden wurde und vereinsamte. Ein aus seiner Karriere Vertriebener, heimatlos, weil allein, ohne Verehrer, ohne Publikum, ohne Beifall in einem grandiosen Versuch, sein Verbleiben und Funktionieren im Theater des Goebbels mit dem heiligen Eid, den er der Kunst geleistet hat, zu verteidigen. Alle haben ihren Platz verlassen, den die Musen ihnen

zugewiesen haben. Alle waren sie treulos: Bassermann ist nach Amerika geflohen, Kortner, die Dietrich, der Lubitsch – nur er, Jannings, behielt die Stellung.

Eine Riesenrolle für einen Ausnahmeschauspieler und ein Rückblick auf ein nie endendes Thema zwischen Politik, Kunst und Moral. Und eine Parabel auf ähnliche Künstlerschicksale in der DDR.

Just in jenem Jahr 2004 kursierte das Gerücht, das Deutsche Theater brauche einen neuen Intendanten und es tauchte auf dem Kandidaten-Karussell der Name Christoph Hein auf. Das am meisten geliebte Theater Berlins, das Deutsche Theater, mit einem Intendanten Christoph Hein, einem Theater-Autor, einem Schriftsteller, einem klugen Kenner der Theaterlandschaft?

Das hielten wir für einen glücklichen Einfall des Senats. Um ehrlich zu sein: Das hätten wir ihm gar nicht zugetraut. Vom Erscheinen einer zunächst knappen Mitteilung in den Zeitungen an begann ein Trommelfeuer gegen Christoph und das in so massiver Form und so organisiert, als hätte jemand den Feuerbefehl gegeben, daß Christoph Hein nach Überblicken der Gefechtslage seine Kandidatur zurückzog. Ohne in irgendeiner Form der Angelegenheit nachzuspüren.

Was immer zu dieser geschlossenen, wie abgesprochenen Aktion der Presse geführt hat, es war schwer zu eruieren, wo der Feind saß, der im übrigen in wirklich übler nahezu rüpelhafter Art agierte, und die Vermutung kam natürlich auf, daß sich hier östliche und westliche Vorbehalte im Raume stießen. Vermutlich hat nicht viel gefehlt, und das Wort STASI wäre ganz hintenherum in den Raum geschubst worden. Das, glaube ich, blieb ihm erspart. Hoffe ich. Der Schmutz hat ihn nicht vernichtet. Sein Ruf wurde nicht beschädigt. Die Lorbeeren sind auf seiner Seite. Er wurde viel und intensiv gepriesen.

Da waren der Heinrich-Mann-Preis, der deutsche Kritikerpreis, der Lessingpreis, der Erich-Fried-Preis, der Peter-Weiss-Preis, der Schillerpreis, der Hasenclever-Literaturpreis und heute der Eichendorffpreis. Seine Romane, Novellen und Essays, „Horns Ende“, „Der Tangospieler“, „Landnahme“, „Das Napoleonspiel“, „Willenbrock“, „Frau Paula Trousseau“, „Drachenblut“ und viele andere Werke wurden in folgende Sprachen übersetzt: ins Dänische, Italienische, Katalanische, Koreanische, Norwegische, Serbokroatische, Schwedische, Tschechische und Ungarische.

Wann hat er das, um Gotteswillen, geschrieben, ein Mann in seinen jungen Jahren, der hochgeschätzt ist als Übersetzer von Moliere und Racine, der eine Wochenzeitung herausgab, den ‚Freitag‘, und der 1998 Präsident des PEN-Clubs gewesen ist ... die andere Hälfte seiner Tätigkeiten lasse ich einfach weg.

Christoph Hein, ich beuge mein Knie vor einem schlesischen Landsmann. Ich gratuliere zum hochverdienten Joseph-Freiherr-von-Eichendorff-Preis. ■